

Man werde nicht als Frau geboren, sondern zur Frau gemacht, hat Simone de Beauvoir gesagt. Aber das heisst nicht, dass jeder Frau sein kann. Im Gegenteil

Sie hat dem Feminismus den Weg bereitet, aber eine Frau war und blieb für Simone de Beauvoir eine Frau. Ihr Buch «Das andere Geschlecht» taugt nicht als Begründung queerer Identitätskonstrukte.

NZZ, Sarah Pines 14.11.2022, 05.30 Uhr



«Die Geschlechtertrennung ist eine biologische Gegebenheit», schrieb Simone de Beauvoir: Eine Museumsbesucherin betrachtet Gustave Courbets Bild «L'Origine du monde» (1866).

Viele kennen den Buchtitel «Das andere Geschlecht», nur wenige werden das fast tausendseitige Werk gelesen haben. Doch fast alle kennen den Slogan des Buches «On ne naît pas femme, on le devient». «Man wird nicht als Frau geboren, man wird es»: Zurzeit herrscht geradezu eine Inflation des berühmten Satzes der Philosophin Simone de Beauvoir.

In jeder Werbung, die mit geschlechtlich fluiden Körpern für Unterwäsche wirbt, schwingt er mit, in jedem Bewerbungsgespräch ist er Subtext, und in den Debatten um Identität und Geschlecht spielt er die Rolle des Totschlagarguments: Jeder kann Frau sein, wenn er nur will. Wirklich? Was ist das für ein Satz, der dauernd irgendwo aufpoppt, immer aus dem Zusammenhang gerissen wird und als Beweis dafür herhalten muss, Simone de Beauvoir habe den Weg für einen neuen, inklusiven Feminismus bereitet?

Streng genommen ist de Beauvoirs 1949 erschienenes Grosswerk des Feminismus, «Le Deuxième Sexe», gar keines: Auch bei de Beauvoir stammt die Frau gewissermassen noch immer aus der Rippe des Mannes. Die Phrase, die dauernd herbeizitiert wird, ist die existenzialistische Fortführung eines Gedankens von Jean-Paul Sartre. Aber hinter ihr steht nicht die Absicht, einen Feminismus zu begründen. Schon ganz am Anfang des Buches heisst es klar: Lassen wir den Feminismus beiseite. Darüber sei viel gestritten worden, das Thema habe sich schon fast erledigt, schreibt de Beauvoir: «N'en parlons plus.» Aber was meint sie, wenn sie sagt, sie wolle den Feminismus beiseitelassen?

Wir werden zu dem, was wir sind

Simone de Beauvoir schrieb «Das andere Geschlecht» vor dem Hintergrund der existenzialistischen Philosophie ihres Lebensgefährten Jean-Paul Sartre. Der Satz «Man wird nicht als Frau geboren, man wird es» ist nicht zu verstehen ohne Sartres ebenso berühmten Satz «L'existence précède l'essence» – «Die Existenz geht der Essenz voraus» aus dem Buch «Das Sein und das Nichts» (1943). Sartre vertritt die Idee einer apriorischen Willensfreiheit. Aus ihr heraus legen wir unsere Handlungen fest, die uns zu dem machen, was wir sind. Kein Gott, kein Unterbewusstes und keine Produktionsverhältnisse bestimmen unser Leben. Wir werden über die Summe unserer «Entscheidungen» zur «Essenz» unserer selbst. Werden zu dem, was wir uns ausgesucht haben, zu sein.

Unsere Biologie allerdings bleibt. «Das andere Geschlecht» ist ein Buch für Frauen. Nichts in de Beauvoirs Werk verneint die biologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau. «Die Geschlechtertrennung ist . . . eine biologische Gegebenheit», schreibt de Beauvoir. Zwischen der «Natur» der Frau, ihrer Anatomie und ihren körperlichen Veranlagungen, die sich von denen des Mannes unterscheiden, und ihrem Willen herrscht im Kontext der gesellschaftlichen Erwartungen und Anforderungen ein dialektisches Spannungsverhältnis. Die Frau wird biologisch als Frau geboren. Wenn sie den Mut hat, zu wählen, wird sie die Frau, die sie sein möchte. Und dabei sprengt sie vielleicht Konventionen. Aber sie bleibt eine Frau.

«Emanzipation» bedeutet für de Beauvoir die freie Wahl, gesellschaftlichen Vorstellungen von Weiblichkeit wie «Jungfrau», «verheiratete Frau», «Mutter», «Prostituierte» zu entsprechen oder sie zu durchbrechen. Die Frau kann sich dem Mann annähern. Aber sie kann nicht zum «Mann» werden. Das soll sie auch gar nicht. Mann und Frau sollen einander ähnlich werden, damit – hier greift das sozialistische Gedankengut ein, das de Beauvoir vertrat – die Frau arbeiten kann wie der Mann und finanziell unabhängig werden. Als gleichwertige Kameradin des Mannes, Seite an Seite.

Sadistische Spiele

Die Frau hat die Wahl. Aber sie muss wählen. Niemand kann es für sie tun. Solidarität? Fehlanzeige. Die Philosophin war fies zu Frauen. Ausbeuterisch, machohaft. In den «Memoiren eines getäuschten Mädchens» erinnert sich Bianca Lamblin, die Geliebte Sartres und de Beauvoirs, an das jahrelange Dreiecksverhältnis und zieht ein klares Fazit: De Beauvoir und Sartre waren in der Tat gleichberechtigt. Sie waren brutal und intrigant.

Sie betrieben sadistisch-eifersüchtige Spiele mit jungen Frauen, mit denen sie vordergründig eine gleichberechtigte Dreiecksbeziehung eingingen. «Mich rissen ihre Launen hin und her», schreibt Lamblin über de Beauvoir. «Sie war befremdlich launenhaft, manchmal freundschaftlich oder zärtlich, dann wieder kritisierte sie meine Wesensart und mein Denken.» Und sie mahnt, als ob sie es zu sich selbst sagen würde: «Es wäre ein grosser Fehler, dem, was sie erzählt, blind zu vertrauen, nur weil es aus ihrer Feder stammt.»

Feminismus ja, aber mit klaren Grenzen. Erst mit dem Export des französischen Dekonstruktivismus, der in den USA in den 1960er und 1970er Jahren als «French Theory» aufschlug, wurde der «feministische» Existenzialismus de Beauvoirs radikalisiert. Dabei geschah das grosse Missverständnis: De Beauvoirs Position wurde in ihr Gegenteil verkehrt. Sie verlor den «Existenzialismus». Und die «Frau» verlor die «Biologie».

Die Wahrheit gibt es nicht

Für Philosophen wie Jacques Derrida, Roland Barthes oder Gilles Deleuze, die als Ikonen der «French Theory» galten, gab es keine Welt «ausserhalb des Textes». Zugang zur Wahrheit verschaffte nur die Sprache. Die poststrukturalistischen Theoretiker empfanden die Sprache der Gesellschaft und ihrer Institutionen – Gerichte, Kirche, traditionelle Familie usw. – als zu starr und zu reduktiv. Und das bedeutete: Wollte man die Verhältnisse ändern, musste ein neuer Zugang zu Sprache gefunden werden.

Das, was wir unter Wahrheit verstehen, so das Credo der Poststrukturalisten, ist komplex und vielschichtig. Es verschiebt sich ständig, je nachdem, wer was wo wie sagt und wer dabei mit welcher Attitüde zuhört. In der Sprache, so forderten sie, sollte es daher kein Entweder-oder mehr geben, sondern nur noch ein Sowohl-als-auch. Der Ursprung eines Begriffs, eines Wortes, Objekts oder Individuums dürfe nicht auf dem Ausschluss eines anderen beruhen: Also nicht Tag *oder* Nacht, Aas *oder* Blume, Mann *oder* Frau, Gott *oder* Satan. Sondern beides zugleich. Immer.

Im Falle der Umdeutung von «Man wird nicht als Frau geboren, man wird es» sieht das wohl etwa so aus, wie es Ariana Grande in ihrem Hit «7 Rings» (2019) formuliert hat: «I see it, I like it, I want it, I got it». Geschlechtliche Identitäten sind beliebig wie die Farbe der Strümpfe, der Gedanke der freien Wahl wird so weit auf die Spitze getrieben, dass die Existenz – die Biologie – der Essenz nicht länger vorausgeht. Der Mensch, so die (immer noch poststrukturalistische) Logik, hat keine Geschichte. Es gibt keine Männer, keine Frauen. Natur und Biologie existieren nicht, binäre sexuelle Identitäten müssen abgeschafft werden, Geschlechter sind fluide, jeder und jede ist immer irgendwie alles, und es ist auch egal.

Wenn der Gedanke der freien Wahl zum Triumph des Willens wird und in Frivolität und Nihilismus mündet, sind wir in der Gegenwart angekommen: Man kann sich, wenn man möchte, auf der Bühne nackt ausziehen, anoperierte Brüste zeigen und dabei mit dem Penis auf die Klaviertasten hauen, wie es unlängst der britische Comedian Jordan Gray tat. Das Publikum klatschte begeistert.

<https://www.nzz.ch/feuilleton/simone-de-beauvoir-warum-eine-frau-fuer-sie-immer-eine-frau-blieb-ld.1711567>